Bobbett haben dort ihr Zelt aufgeschlagen und Frau Isabella Bird Bishop, die lange in Indien gelebt, erklärt, daß sie mehr denn fünfzigmal von Frauen und Mädchen um Medizin gebeten, zu dem Zweck, damit ihre Nebenbuhlerinnen zu entfesseln, oder zu töten. Dieselbe Forschungsreisende sagt, daß ihr ein längeres Zusammenleben mit den asiatischen Völkerschaften den Glauben an die Reinheit der Frauen geraubt, sie wissen nichts, so fährt sie fort, haben keine Ideale, Kleidung, Schmuck, Gedanken niedrigster Sinnlichkeit sind ihre einzige Beschäftigung.

Willenlos dienen die Indierinnen dem Manne und schon die Kleinen, noch nicht im Hause der Schwiegereltern lebenden Bräute werden für diesen Kultus erzogen. Alljährlich einmal müssen sie die sogenannte Brot Puja Ceremonie verrichten, die in der Morgenfrühe, sozusagen auf nüchternem Magen, beginnt. Das Kind mischt Reispulver mit Wasser und zeichnet damit ein großes und innerhalb desselben vier kleinere Vierecke, die das Haus ihres zukünftigen Gatten bedeuten. In das erste Viereck streut sie Reis, das Symbol der Fruchtbarkeit, in das zweite Kunnober, das bedeutet Schönheit, in das dritte Sandelholzpulver, um Friede und Sanftmut anzudeuten, in das vierte Gelbwurz, das Symbol des Reichtums. Dazu betet sie, ihre Hand über jedes Viereck haltend, „möge ich viele Kinder (natürlich Söhne) haben," „möge ich durch Schönheit meinen Gebieter erfreuen," „möge ich ein sanftes Temperament besitzen" und endlich, „möge ich reich werden".

Von geistiger Ausbildung der Mädchen war namentlich früher kaum die Rede, vielleicht trug zu der Abneigung gegen die Wissenschaft der Glaube bei, daß Schulkenntnisse der Frau das Leben des Gatten verkürzen. Man hat sich in Indien oben noch nicht zu dem Standpunkt durchgerungen, die Mutter als die Erzieherin der Nation zu betrachten. Immerhin ist auch hier schon erheblich Wandel geschaffen von der Zenana Mission, die eine so bedeutungsvolle Aufgabe unter den Frauen Indiens zu erfüllen hat, ist nicht ohne Verdienst dabei. Während noch vor fünfzig Jahren angesehene Mädchenschulen zu den Seltenheiten in Indien gehörten, lassen jetzt doch schon die meisten Kindinnen der größeren Städte, wo es überall Mädchenschulen gibt, ihre Töchter wenigstens für einige Jahre die Schule besuchen. Mit der Regelmäßigkeit des Schulbesuchs steht es allerdings übel aus, denn dem widersetzen sich oft jeder Zwang verhaßt, aber die Kinder kommen gern und lernen gern, sind auch geweckt und intelligent.

Auf den höheren Schulen können Mädchen bis zum dreizehnten und vierzehnten Jahr eine gute Schulbildung erwerben, und wenn sie weiter streben, sich auf den Normalschulen für den Lehrerinnenberuf ausbilden, oder das Studium der Medizin betreiben. Voll ausgebildete Aerztinnen sind auch wirklich dringendes Bedürfnis in Indien, besonders für die armen Frauen, die purdanashien (hinter dem Vorhang verborgen) leben und den Mann nicht sehen dürfen. Die Verschreibungen dieser eingeborenen Heilkünstler, sind übrigens oft geradezu haarsträubend, und man kann sich einen Begriff davon machen wenn man hört, daß sie offene Wunden mit Kohlenstaub und Sand einreiben, Mühlsteine auflegen, um Kolik zu lindern und heiße Nadeln ins Auge stoßen, um den Star zu heilen.

Ein Fluch der Hindus sind die Kinderheiraten. Die Vermählung ist ausschließlich ein Abkommen zwischen Eltern und Vormündern und wird oft schon im fünften Lebensjahre des Mädchens in Szene gesetzt, doch kehrt die kleine Braut dann zu ihren Eltern zurück und wird im zwölften Jahre angeführt dem Manne zugeführt. Das ist der große Tag ihres Lebens, in bunter Pracht bewegt sich der Hochzeitszug durch die Straßen und die kleine, verschleierte Braut prangt in schillernden Gewändern und blitzendem Geschmeide. Nase, Ohren, Arme, Füße, Zehen sind mit Ringen geschmückt, und um den Hals schlingen sich Korallen, Münzen und bunte Perlenketten. Auch der Bräutigam ist in hochzeitlicher Kleidung und, nachdem der Brahmane unaufhörlich Gebete murmelnd die Zeremonie vollzogen, beweisen die Angehörigen das junge Paar mit Reiskörnern und der Rückweg nach dem Hause des Bräutigams wird angetreten, wo bereits das heilige Herdfeuer entzündet ist. Dreimal muß das Paar um dasselbe umwandeln, wobei der Bräutigam Samenkörner verschiedener Art in die Flamme wirft. Nach dieser, Ghauna genannten, zweiten Vermählungszeremonie, verbleibt die junge Frau im Hause der Schwiegereltern, ein willenloses Werkzeug der hier mit Recht gefürchteten Schwiegermutter.

Schon lange bemühten sich die Engländer, bisher mit wenig Erfolg, den Termin für diese Kinderheiraten hinauszuschieben, jetzt werden sie darin von den oberen Ständen der Hindus, bei denen die europäischen Anschauungen mehr und mehr durchzudringen beginnen, unterstützt. Es haben sich zwei Reformparteien gebildet, die erfüllt von dem Bestreben, sich der modernen Kultur anzupassen, die Heirat ihrer Töchter nicht erlauben, bis sie dieselben erwachsen sind. Sie tun gut daran, denn die unselige Sitte der Kinderheiraten fordert viele Opfer, es sterben jährlich angeführt dreißigtausend junge Frauen in Indien, bevor sie das fünfzehnte Jahr erreicht. Die Verhältnisse, unter denen die Orientalinnen aufwachsen, sind ebenso einfach wie ihre Lebensbedürfnisse, auch ihre Wohnungen sind, abgesehen von denen der reichen Hindus, armselig und öde. Die Wohnhäuser der Letzteren, wie die der vornehmen Mohammedaner, haben einen viereckigen Hof, um den sich die Wohngemächer gruppieren. Eine Tür gibt es nur nach dem Hofe hinaus, die Straßenfront zeigt eine kahle Wand deren Eintönigkeit allenfalls in der Höhe durch einige kleine Fenster unterbrochen wird. Als Hauskapelle und Exzimmer zugleich dient die Küche und liegt in einer Nische hinter dem Vorhang Opfergeräte und eine Reihe kleiner Hausgötzen, denen der Mann seine Anbetung darbringt, während die Gattin den Rücken wenden muß, damit ihr unreiner Blick nicht die heiligen Götzen befleckt. Wegen geringfügiger Vergehen wird die Frau, die oft Märtyrerin und Heldin zugleich ist, von dem Manne gemißhandelt, ja sogar getötet, auch steht sie immer eine Stufe tiefer in der Kaste wie ihr Mann. Uebrigens ist sowohl die englische Regierung durch Anlage von Gosche Krankenhäusern und Poliklinikten wie die Zenana Mission durch Errichtung von Industrieschulen und Witwenheimen, um das Frauenwohl bemüht. In den letzteren haben viele der unglücklichen Witwen, auch verlassene Frauen eine Zuflucht gefunden, um in Ruhe und Sicherheit ein ehrbares Leben führen und sich ihren Unterhalt selbst erwerben zu können. Der Zegelsohn ist wie überall in Indien ein sehr geringer, und die Frau verdient nach ihrer Leistungsfähigkeit für eine Arbeitszeit von zehn Stunden zehn bis zwanzig, höchstens dreißig Pfennige.

Ein wahrer Schandfleck ist für ganz Indien die unwürdige Behandlung der Witwen, die man zu den überflüssigen Gliedern des menschlichen Organismus zählt. Man betrachtet die Witwenschaft als Strafe der abscheulichsten Vergehen, die von der Frau in ihrer früheren Existenz begangen sind. Um beklagenswerteren ist die Kind-Witwe, die schon, bevor sie in die Ehe getreten, Witwe geworden, und die erwachsene, kinderlose junge Witwe, beide werden als die größten Verbrecherinnen angesehen und demgemäß behandelt.

Lustige Ecke.

Zwillingsbruder. „Johnny", sagt mit freundlichem Lächeln der Herr Direktor zum Kontorjüngling, „ich habe noch eine Stelle frei, ich brauche einen tüchtigen, gewissenhaften jungen Mann. Ich würde die Stelle ganz gern Ihrem Zwillingsbruder einräumen." „Zwillingsbruder?" wiederholt ein wenig verblüfft der Jüngling. „Ja, Ihrem Zwillingsbruder, den ich am letzten Sonnabend auf dem Fußballplatz sah. Sie wissen, es war an dem Tage, da Sie der Beerdigung Ihrer Großmutter beiwohnten." Und der Direktor lächelt vergnügt. „Ich werde ihn holen", stottert der Jüngling. „Ja, und kommen Sie nicht eher wieder, ehe Sie ihn gefunden haben. Johnny sucht noch heute . . .

Heiße Liebe. „Zu liebst mich also heiß, lieber Hans?" „Na, ich sage dir: wenn mir der Auskunftsbeamte über deinen Papa eine ungünstige Auskunft gibt, dann ich ihm ein paar herunter!"

Lapsert. Eben hat Dr Soundso seinen Sanitätern Vortrag gehalten über „Erste Hilfe für vom Hitzschlage Getroffene." Zum Schlusse fragt er einen seiner Schüler: „Was würden Sie also tun, wenn bei einem Spaziergange Ihr Begleiter plötzlich einen Hitzschlag bekäme?" Antwort: „Ich würde ihn an einen kühlen Ort bringen und langsam kalt machen."

Bezeichnend. „Dem jungen Maler geht's wohl nicht zum besten? Der sieht ja aus wie ein Abreißkalender am Sylvester." (Meggend. Blätter.)

Höchster Beweis. „Ist's wirklich wahr, Sally, daß du mich liebst über alles in der Welt?" — „Ich sag dir, Sarabeth, wenn ich dich einen Tag nicht seh', kommt ich mir vor, wie 'ne Zeitung ohne Kurszettel!" (Meggend. Blätter.)

Willy Fuhrmann

Oberammergau im bayer. Hochgeb.

Spezialhaus echt oberbayer. imprägniert-wasserdichter Gebirgs-

Loden-, Wetterkragen und Bozener-Mäntel

für Beruf, Reise u. Sport

1. Damen, Herren u. Kinder in allen Farben u. Preislagen. Jedes Stück wird nach Mass angefertigt. Spezialität:

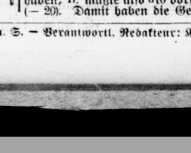
Federleichte poröse Kamelhaarloden. Lodenstoffe für Anzüge und Damen-Kostüme werden auch meterweise abgegeben.

Reich illustr. Katalog II u. Musterkollektion kostenlos.

Jeder Vogel hat verschiedene Federn, so auch der Strauß. Kaufen Sie deshalb nur

Edelstraußfedern.

Solche kosten:
40 cm lang, 20 cm breit, nur 10.— Mark
50 „ „ 20 „ „ 15.— „
60 „ „ 25 „ „ 18.— „
Schmale Federn 40—50cm lang 1, 2, 3 Mark.
Alle Farben schwarz, weiß u. in Mitte lang f. Kutschbock zu haben bei
Max Dresden, Schaffelstraße.
Zurückgesetzte Blumen i Karton voll nur 3 Mark.



Angin.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl. Halle a. S.

Gegenbeweis. Freund: Deine Frau tut ja, als ob sie nicht bis drei zählen könnte!" — Ehemann: „Na wart' nur, bis ich bei der vierten Maß bin!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 40:

„Dank mit dem Mund hat wenig Grund.
Im Herzen Dank ist guter Klang.
Dank mit der Tat, das ist mein Rat."

Richtige Lösungen gingen ein 78. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 78. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Kurt Hörold, Käthe Breitter, Frieda Stannebein, Karl Wenzel, Herm. Flügel, Richard Peißker, Else Kölling, O. Küfmer, Ewald Dietrich, Fritz v. Jacobs, Max Gräfsch, H. Wilde, Fritz Teller, Kurt Linke, Frau Louise Becher, Frau L. Fuchs, Frau Rudel, Frau Brandt, Frau Hagemann, Frau Marie Wiechers, Hilde Biehle, Arnold Hielscher, Karl Conrath, Walter Heil, Frau Lydia Stittrich, Lotte Wanke, H. Wanke, Jenny Kühn, Georg Hader, Walter Hader, Frau Raumann, M. Müller, Herta Ulrich, M. Jentzsch, Geschwister Schulze, Fr. Golze, Mieze Schnabel, L. Hebestreit, Elli Purische, Frau A. Wolf, Marga Brix, Frz. Gonschorek, Emil Dorn, Richard Märker, Karl Knötzsch, Frau Klara Körting, O. Zoeller, Elli Geppert, Friedrich Menzel;

von auswärts: Rosa Bring, Wettin, Gertrud Meye, Nietleben, Paula Adam, Nietleben, Marie Strich, Beuchlitz, Frau M. Raich, Torgau, Karl Schumann, Nietleben, E. Strauße, Raumburg, Willi Brennicke, Wolfen, Willi Thieme, Nietleben, W. Schneller, Porbitz, Gerhard Prok, Leipzig, Paul Horn, Merseburg, Ernst Krause, Camena, Oskar Dietrich, Bernburgerode, L. Wagner, Günthersitz, Frau Martha Wedekind, Niederschönhausen, Adolf Schöne, Teutschenthal, Lina Dertel, Breslau, Margarete Ayelt, Roitzsch, Karl Beilecke, Dessau, Karl Liebmann, Roitzsch, Richard Rühlmann, Zörbig, Albert Fuhrmann, Camena, Frau Bertha Kuische, Zörbig, Frau R. Stührenberg, Zörbig, Reinhold Gerstach, Dwyin, Luise Rühlemann, Ermsleben, Hertha Martin, Gerbstedt, Elly Martin, Gerbstedt.

Die Prämie:

Melodienkranz fürs deutsche Haus,
eleg. geb.
entfiel auf **K. Wenzel**, hier.

Rätsel.

Was ich frühmorgens im Garten finde.
Wirble ich durcheinander geschwinde.
Nun hinein meine Kasse gesteckt; —
Habe jetzt etwas, das mir schmeckt.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

V. der Vorhandspieler, verliert a. Handspiel (Eichel, Treff-Solo) auf folgende Karte:

a, b, eB, aK, D, 7; bA, 10, D; d9.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube. Pique-Bube. Coeur-Bube. Treff-König. Treff-Dame. Treff-Sieben. Pique-Ass. Pique-Zehn. Pique-Dame. Karr.-Neun.

Die beiden anderen hatten folgendes gespielt. Im Skat lagen ab 7. Die Gegner kamen auf 60. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 39.

Kartenverteilung:

V. eB, a10, K, 9, 7; bD, 8; cK, 8, 7.
M. a, bB, aA, D, 8; bA, 10, K; cA; dA, D, dB, c10, D, 9; d10, K, D, 9, 8, 7.
Skat: bD, 7.

Spiel:

1. V. aK, dA, dB (— 17). — 2. H. d10, eB, dA (— 29. Hätte V. das blanke dA gehabt, würde er es angespielt haben; H. mußte also d10 vorziehen. 3. V. a10, a8, c10 (— 20). Damit haben die Gegner 60.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 41 — **Halle a. S., Sonntag, den 12. Oktober** — **1913**

Wer seinem Stand gemäß in rechten Grenzen bleibet,
Wer dem Besser gehorcht, das Gottes Weisheit schreibet,
Wer stets Verstand und Herz verbessert und regiert,
Ist auf dem wahren Weg, der zu dem Glücke führt.

Kirmes.

Von **Karl Soerensen** (Slagen).

Sie war zwanzig Jahre alt und tanzte mit in einer langen Mädchenreihe, denn in der Tanzstube ist es wie in der Kirche, daß die Männer und Frauen in der Regel abgesondert voneinander sind.

Er ist schmuck, dachte sie, dieser Fremde; ein Fremder ist häufig schmuck. Sein Gesicht strahlte und seine Augen glühten, der alte, graue, verbeulte Hut kleidete ihn, und er trug ihn stolz, trotz seiner Schmutzflecken. Sie konnte gar nicht davon ablassen, nach ihm hinzusehen, nach seinem strahlenden Gesicht und den glühenden Augen. Und vielleicht sah sie allzulange nach ihm hin, denn zuletzt schien es ihr, er sähe dem König oder dem Kaiser ähnlich, oder wer es nun war, der dahinzog im goldenen Triumphwagen bei ihnen zu Hause an der Wand. Dies waren dieselben Augen, dieselbe Stirn. Das lange, flatternde Haar hatte er ganz gewiß nicht, denn er hatte verschwindend wenig Haare; aber ganz gleich, auch das Haar war ähnlich.

Zu Hause hatten sie noch ein Bild außer dem im Triumphwagen, ein großer schlanker Erzbischof oder Kardinal mit grauem Asketenbart und bunten Gewändern; und um den Leib hatte er eine mächtig große und außerordentlich dekorative Riesenschlange gewunden. Dem glich dieser auch.

Sie guckte unaufhörlich nach ihm und wollte durchaus herauskriegen, wem von den beiden er nun eigentlich am meisten ähnlich war. Und sie guckte und übersegte so lange, bis sie ganz aus dem Takte kam. Denn wenn ein Mädchen erst einmal anfängt, einen Mann mit etwas Großartigem zu vergleichen, sei es nun ein Herrscher im goldenen Triumphwagen oder ein Bischof mit einer dekorativen Klapperschlange um den Leib, dann ist es schwer, Takt zu halten. Seine Augen flogen über die Reihen hin und trafen plötzlich in ihre, da lächelte er. Sie senkte die Augen und sah auf den Fußboden. Aber bald darauf guckte sie wieder nach ihm. Wieder traf sein Auge in ihres. Er lächelte wieder, und wieder schlug sie die Augen nieder. Sie fühlte, daß es töricht war, immerfort nach einem fremden Mannesbilde hinzugucken, und sie nahm sich vor, es nicht wieder zu tun. Aber während sie sich diesen Entschluß immerfort einschärfte, trafen wieder seine Augen in ihre. Und diesmal passierte es so plötzlich, daß sie dabei rot wurde. Ihm machte dieses Spiel mit den Augen offenbar Vergnügen. Sie konnte es nicht lassen, ihn immer wieder anzugucken. Aber sie versuchte aufzupassen und sich in acht zu nehmen, wenn seine Augen kamen. Aber das ging nicht, denn wenn er aufs schönste in eine andere Ecke der Stube sah, drehte er sich plötzlich um; und seine Augen trafen ihre, ehe sie wegsehen konnte. Sie schämte sich jedesmal, als ob sie bei einem Diebstahl ertappt wäre. Und so sah sie eine ganze Zeitlang auf den Boden nieder. Als sie wieder hochsah, war er nicht da. Sie guckte und guckte, erst mit gesenktem Kopf und schüchternen Augen. Aber als sie ihn nicht finden konnte, wurde sie eifriger. Sie hob den Kopf und die Augen gingen suchend umher. Es gab ihr einen Ruck, und sie senkte wieder die Augen. Er war aus dem Tanzgetreten, stand in einer Ecke des Zimmers, lächelte und sah sie an. Er hatte das Ganze beobachtet.

Langsam bewegte die Kette sich vorwärts, schlang sich nach innen und außen. Nun kam sie am Ofen vorbei, und nun kam die Ecke. Nun mußte er gerade hinter ihr stehen. All ihr Blut stand vor Spannung still. Da ergriff er ihre Hand, zerriß die Kette und reihte sich neben ihr in den Tanz. Und da war es ihr, als ob etwas in ihr zusammenknickte. Sie wurde rot und wagte nicht aufzusehen, aber gleichwohl merkte sie, wie die Männer lachten und die Frauen hinsahen, sobald die Reihe an ihnen vorbeikam. Da beugte er sich nieder und redete zu ihr.

Sie wußte nicht, was er sagte, hörte es wohl kaum noch. Aber er hatte eine so feste, sanfte Stimme, eine Stimme, zu der man rechtes Vertrauen faßte und der man folgen mußte. Und das Blut jagte in ihr, und sie antwortete aufs Geratewohl. Wie lange das dauerte, wußte sie nicht, aber schließlich brach er aus der Reihe, verließ mit ihr den Tanz und schloß die Kette hinter ihnen. Da sah sie einen Augenblick auf, sah das verschmitzte Lächeln bei den Männern und die steifen Gesichter der Frauen, die nicht genug hinsehen konnten.

Draußen war es dunkel. Der Himmel war schwarz wie frisches Pflugland, aber der Schnee schimmerte schwach über den Dächern zwischen den Häusern, draußen auf den und über den Bergen. Der Lärm aus der Tanzstube verlor sich mehr. Es war, als ob die Dunkelheit und die Häuser sich hinter ihnen vermischten. Aber der Schnee lag hell und lächelnd und glitzerte schelmisch vor ihnen den Gebirgweg hinauf. Hier und da trafen sie ein Paar, das im Gespräch langsam lustwandelte und vor ihnen zur Seite ausbog. Da drückte er ihren Arm, und sie konnte merken, daß er lächelte; sie wurde rot und wußte nicht weshalb. Sie ging mit gesenkten Augen. Der Schnee knirschte und plauschte unter ihren Füßen. Und die Steinblöcke standen finster und ernst in dem weißen Schnee aufgerichtet, schauten und schauten, gerade wie die Frauen drinnen in der Tanzstunde sie angeschaut hatten. Aber da waren wieder andere, die schräge standen und den Kopf schief hielten; und die lachten verschmitzt wie die Männer. Sie saßen oben am Berge und sahen den Abhang hinunter. Er redete und sie saß und starrte vor sich hin, aber sie sah nichts und hörte nichts. Es war, als ob irgend etwas über ihr schwebte, etwas, das sie fürchtete, aber nicht verscheuchen konnte, etwas Großes und Helles, das sie nicht sah.

Dann schwieg er.

Seltsam, sie hatte ihn heute zum ersten Male gesehen, und nun saß sie hier an seiner Seite und wartete, worauf, das wußte sie selbst nicht. Sie hatte ihn nie vorher gesehen und sie wunderte sich, daß sie hier neben diesem fremden Manne saß. Doch gleichwohl, das war so natürlich und selbstverständlich, es hätte ja gar nicht anders sein können. Und sie fühlte, daß er nicht was wie die andern Männer, die sie kannte. Sie fühlte, daß eine Kraft in ihm verborgen lag, die die andern nicht hatten. Da lächelte, er, beugte sich über sie und küßte sie ruhig und behutsam, aber ihr Blut jagte, so daß sie kaum atmen konnte. Der Berg glitt fort, der Himmel erhob sich und verschwand. Und es wurde alles sein, alles miteinander.

Er ließ sie los, und sie taumelte und fiel tief herab gegen den harten Felsen.

„Komm", sagte er. Willenlos erhob sie sich, und sie gingen den Berg hinab.

Die Lichter schwälten aus Mangel an frischer Luft. Die gelben Flammen hüpften und flackerten um die langen, schwarzen Dochte. Aber der Tanz wirbelte rundum, als wenn er nie ein Ende hätte.

Er stand hinten in der Ecke neben dem Kachelofen und redete mit einem andern. Sie sah, wie die beiden lachten. Dann erhob er den Kopf und sah über die Tanzenden hinweg. Sein Blick glitt über die Reihen hin, aber er blieb nicht bei ihr haften. Der Tanz wirbelte rundum, daß der Boden unter den Füßen dröhnte. Er hatte sich wieder umgedreht und redete weiter. Dann tranken sie aus dem Bierglase, und sein Blick glitt wieder über die Reihen hin, diesmal langsam und suchend; jetzt war er dicht bei ihr. Ihr Herz klopfte laut und heftig. Dann stand es mit einem Ruck still. Sein Blick war vorbeigeglitten, er war nicht bei ihr haften geblieben. Sie hatte gesehen, wie er mit Absicht an ihr vorbeigeblickt. Und nun glitt sein Blick wieder über die Reihen hin, langsam und suchend wie zuvor. Jetzt hielt er inne. Es war ein kleines rotes Fischermädchen; die hatte ihn aufgefangen und hielt ihn fest. Sie sah, wie der Blick sich festhalten ließ und wie er überrascht lächelte.

Der Tanz wirbelte rundum. Er hatte die Kette aufgerissen und tanzte nun über das kleine rote Fischermädchen gebeugt, die zu Boden lächelte. Sie sah, wie die Augen der Tanzenden sich auf sie beiden richteten, wie die Männer verschmitzt lächelten und wie die Frauen gar nicht wegsehen konnten. Und sie fühlte, wie die Augen sich ab und zu nach ihr hinwandten, wie dann die Männer höhnisch lächelten, wie die Frauen schauten und schauten und auch in ihren steifen Gesichtern Hohn verrieten. Alle diese Menschen kamen ihr so unsagbar fremd vor, als ob sie sie niemals vorher gesehen hätte, obgleich sie jeden einzelnen von ihnen genau kannte und täglich gesehen hatte, seit sie überhaupt sehen konnte. Heute abend kannte sie sie nicht. Der Tanz wirbelte rundum, die Lichter schwälten aus Mangel an frischer Luft, flackerten und qualmten mit kränklichen, gelben Flammen um die langen schwarzen Dochte.

Die Männer lachten höhnisch und die Frauen konnten nicht wegsehen. Aber sie hatte sie alle vergessen, sah nur nach der Tür, durch welche die beiden hinausgegangen waren. Ob sie nicht bald zurückkommen würden; ob sie nicht bald kommen würden?

Da war es, daß der Idiot ins Zimmer kam.

Es gibt gewiß wenige Wörter, die so häßlich und höhnisch klingen wird das Wort: Idiot. Er hatte es denn auch lange gefühlt, daß das ein häßliches Wort war und hatte gelernt, seinen Kopf davor zu bücken, lange ehe er die eigentliche Bedeutung kannte. Eigentlich lernte er ja niemals, was dieses Wort bedeutete; denn er war ja ein Idiot. Aber das begriff er rasch, daß dieses Wort ihm zukam und er beugte seinen Kopf davor, wie man den Kopf vor dem Schicksal beugt. Gleich wie er geboren wurde, war irgend etwas mit ihm verkehrt. Die Hebamme nannte ihn ein Hahnenei, weil er so unvernünftig lang und spitz war, wie es sich für ein Neugeborenes nicht gehört. Und die Eltern wie die ganze Verwandtschaft sagten, er sei von bösen Geistern ausgetauscht.

Er hatte gesehen, wie sie alle miteinander Freundschaft schlossen, seine Altersgenossen, aber keiner war da, der mit ihm etwas zu tun haben wollte. Und sobald er an eine Gruppe von Leuten herantrat, die zusammen standen und plauderten, und sie anredete, dann war es, als ob sie plötzlich alle verwandelt wären, sie lachten sich an und blinzelten sich zu. Sie lachten über alles, was er sagte. Wie ein Narr zog er allein im Dorf umher und alles wurde ihm immer mehr fremd. Wenn das Wetter günstig war und die Boote zum Fischen hinausführten, stand er unten am Strande und wünschte, daß er mitfahren dürfe. Aber da war niemand, der ihm einen Platz im Boot anbot, und er hatte nicht den Mut, danach zu fragen.

Seine alten Kameraden aus der Schule wurden junge hübsche Männer, die mit den Mädchen des Dorfes spazieren gingen; jeder hatte sein Mädchen. Er wäre auch so gerne mit einem von den Mädchen spazieren gegangen, aber die waren bange vor ihm, und er war noch mehr bange vor ihnen. Und so

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131012028/fragment/page=0001

wurde es nie etwas. Die jungen Männer verheirateten sich, bauten Häuser und bekamen Kinder. Aber er bekam nichts. Da fühlte er, wie so oft in früherer Zeit, daß ihn die Berge gingen zum Vogelfang, oder wenn die Boote hinausruderten zum Fischen, daß ihm etwas abging. Und so weinte er in seinem Winkel. Aber er duste nicht einmal zur Hochzeit mitkommen.

Nun war er dreißig Jahr, und diesmal war er zum Feste mitgekommen. Branntwein kriegte er nicht. Das hieße Gottes Gaben vergeuden. Er war ja von vornherein töricht genug. Aber er war doch in Feststimmung; und er wurde immer lustiger, je weiter die Kirmes vorschritt. Vor kurzem hatte ihn der alte Elias auf den Rücken geklopft und ihn an den Magen gepufft, worauf er mit wildem Gebeul in den Tanzraum verschwunden war, und nun trieb er sich hort mitten im Haufen herum, aus vollem Halse johlend und schreiend, und schwebte und schwankte hin und her, um und dumm in großen Kreisen wie ein Schiffsmast bei rauher See. Und Thomas, der Mann, den er im ganzen Dorf am meisten fürchtete, Thomas, mit dem struppigen, roten Bart, der einem geradezu in die Augen stach, wenn man hinsah, er war eben an ihn herangetreten und hatte ihm die Hand gedrückt. Sein roter Bart war so seltsam weich gewesen, und es war etwas aus seinen Augen getreten, das Tränen ähnlich sah. Der Idiot hatte geradezu Mitleid gefühlt mit dem starken, tüchtigen Thomas; er hatte ihm gut zugeredet und Thomas, der harte, energische Thomas, hatte seinen Kopf gebeugt und genickt und ihm dankbar die Hand gedrückt, und dann war er gegen den Türpfosten gerannt, aber erst an den einen, dann an den andern.

Die Stube war voller Menschen. Alle hielten sich an den Händen, so daß sie eine Kette bildeten, einen Ring, der sich in den rätselhaftesten Krümmungen und Schleifen hin- und herschlängelte. Durch den Schwarm vorwärts stürzte der Idiot, zerriß die Kette und arbeitete sich mitten in die Stube durch. Seine langen Arme flogen herum wie Mühlenflügel und trieben die Tanzenden beiseite, daß sie in einem Kreise an den Wänden entlang taumelten, grinsten und abwarteten, was nun wohl geschehen würde.

Es war ganz still in der Stube. Alle sahen nach dem Idioten und grinsten. Aber das Mädchen sah ihn nicht. Wie der Tanz stockte, war es ihr, als wenn plötzlich eine Last von ihr genommen wäre. Sie hatte das kleine rote Fischermädchen vergessen und dachte nur noch an ihn. Sie hörte wieder den Schnee unter seinen Füßen knirschen und plantschen. Und sie lächelte.

Da fühlte sie, wie eine schwere plumpe Hand sich ihr hart auf den Arm legte und sie in die Stube vorzog. Und plötzlich sah sie, wie der Idiot sich über sie beugte und sie fühlte seine kalten, feuchten Lippen an den ihren. Sie hörte das Gelächter rundherum, aber sie faßte es nicht, sondern sah hilflos über die Reihen hin. Da bekam sie ihn zu sehen. Er war mit dem roten Fischermädchen in die Tür getreten und stand nun da, sah sich um und lachte. Alles Blut stieg ihr zu Kopfe und mit verschränkten Händen stieß sie den Idioten zurück, so daß er gegen den Ofen taumelte und beinahe gefallen wäre. Sie hörte das Gebeul, das über ihr und hinter ihr gleichsam zusammenschlug. Aber sie sah nichts und empfand nichts, bis sie es unter ihren Füßen knirschen und plantschen hörte. Da erhob sie den Kopf und sah den Schnee zwischen den kleinen geteerten Häusern leuchten. Sie kannte den Weg, wußte, daß sie heimwärts ging.

Und sie brach in Tränen aus.

Der alte Esel.

Eine Schnurre von **Paul Kullmann.**

Schon eine halbe Stunde saß der Rentier Knöckel mit der Zeitung dicht vor der Nase. Was ging es die anderen an, daß er wütend war, und als der Tischlermeister Gaseler sich wie jeden Abend behäbig mit einem kurzen Gruß zu ihm an den Stammtisch setzte, hob er das Blatt noch höher und gab keine Antwort.

„Nann, ist das eine Benehmität?" dachte der Neuangekommene und wartete gespannt, was nun werden würde. Eine ganze Weile geschah gar nichts. Mit einem Male aber fiel der papierne Wall, hinter dem Knöckel sich verschanzt hatte, mit einem dumpfen Krach flog der Zeitungshalter zu Boden und die schmale Hand des alten Herrn schlug schwer auf die Tischplatte, daß die Gläser hüpften und der Wein überschwappte.

Jetzt gab er ein dumpfes Grunzen von sich, schob das halbleere Weinglas von sich und schimpfte ärgerlich: „So ein alter Esel!"

„Wer denn?" fuhr der Tischlermeister pikiert auf und wußte nicht, ob er sich ärgern oder ob er lachen sollte.

„Nun, der Pertz natürlich!" knurrte der kleine Rentier und machte dazu ein Gesicht, als begriffe er nicht, daß irgend jemand nicht wissen könne, daß er niemand anders meine als seinen ehrenwerten Onkel Mr. William Pertz, Großschweineschlächter zu Chicago, Illinois.

Gaseler war sich bewußt, daß er in diesem Augenblick nicht übermäßig geistreich aussah und verstand absolut nicht, wie ein Mensch so beispielhaft von einem Onkel sprechen konnte, der, wie alle Welt wußte, so viele Millionen besaß, daß man nur mit einem frommen Gruseln daran denken konnte.

„Ich habe gelesen, er ist gestorben, es stand in der Zeitung", stotterte er, um irgendetwas zu sagen und betrachtete erstaunt sein Gegenüber.

Knöckel saß auf seinem Stuhl mit verschränkten Armen und schnitt eine Grimasse, als ob er die ganze Menschheit verspitzen wollte.

„Ja, gestorben ist er", platzte er endlich heraus, und es klang fast wie eine Beleidigung, gerade als ob diese Tatsache allein der unumstößliche Beweis grenzenloser Dummheit sei. „Und wissen Sie, wieviel er hinterlassen hat?"

„Uha", dachte der Tischlermeister, hier liegt also der Hase im Pfeffer, auf ein paar Millionen hat er sich wohl immer gespitzt, aber Essig!"

Herbstlicher Spaziergang.

O dieses Brausen in den Bäumen!
Wie hallt mein Herz gebetzter mit!
Das kurze sommerliche Träumen
Schreckt auf des Herbstes Wanderschritt.

Des Birkenlaubes gild'ne Pfennige
Umrieseln mich wie Märchentraum.
Wer puderte mit grellem Mennige
Der Eichenwälder dunklen Saum?

Das braune Prasseln der Kastanien
Fällt dumpfer wie auf einen Sarg.
Wo blieb das Leuchten der Geranien,
Drin schäumig sich ein Blondkopf bar?

Nun kommt das große Einsamwerden,
Herz, hast du dafür auch die Kraft?
Die Wolken gleichen wilden Pferden,
Die eine Faust zusammenrafft.

Auch du mußt ihre Stärke fühlen,
Doch reck' nur stolz den Nacken auf!
Komm, Sturm, daß mächtig meiner Mühlen
Windflügel wirbeln hoch den Lauf.

A. Thurandt.

„Raten Sie", drängte der alte Herr, und als Gaseler, dem die Sache kitzlig vorkam, nicht rasch genug mit der Sprache herausrückte, schrie er zornig und lauter, als es sonst seine Gewohnheit war:

„Hundert Millionen."

Die Wirkung war verblüffend. Mit offenen Munde und weit aufgerissenen Augen saß Gaseler da. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Denn vor dem Gelde hatte er von jeher einen heillosen Respekt.

Er überlegte. Hundert Millionen! Das war ja eine Zahl mit acht Nullen! Donnerwetter! Aber so einen Mann nannte man doch nicht einen alten Esel? Höchstens, wenn er einen in seinem Testamente nicht bedacht hatte ...

Jetzt hatte er begriffen und fragte mit heuchlerischer Teilnahme:

„Ist für Sie auch etwas davon abgefallen?" Noch waren die Worte nicht herausgesprochen, da bereute er sie schon, denn der alte Herr mit dem weißen, buschigen Haar war aufgesprungen und raunzte:

„Was denken Sie? Fünf Millionen, ja, fünf Millionen Mark! So ein alter Esel."

„Fünf Millionen Mark?" echote Gaseler bestürzt und bekam es allmählich mit der Angst zu tun, denn ihm schien, als hätte der alte Herr vor lauter Freude Schaden an seinem Verstand gelitten „und den Mann nennen Sie einen alten Esel?"

„Gewiß, das tu ich", brummte Knöckel mit zorngeröteten Wangen, „soll ich mich bei ihm noch bedanken? Was kann ich denn mit all dem Gelde anfangen?"

„No, no", stotterte der Tischlermeister. Diese unerwartete Neuigkeit hatte ihn so verwirrt, daß ihm gar nichts Vernünftiges einfiel, das er sagen konnte. Aber schließlich raffte er sich doch auf und meinte beschwichtigend: „Sie haben doch auch Kinder."

„Glauben Sie, sonst hätte ich das Zeug überhaupt angenommen?" wurde er belehrt. Er murmelte dann aber verlegen, wie zur Entschuldigung: „Nun, immerhin, es ist doch ein schönes Stück Geld!"

„Das weiß ich auch", brummte Knöckel und verlor sich in Gedanken, „ja, ja, meine Kinder können lachen."

„Und Sie?"

„Und ich? Ich bin wütend. Was soll ich alter Knaster denn damit anfangen? Mit dreiundsiebzig Jahren hat man keine noblen Passionen mehr, man ärgert sich nicht mehr, man heiratet nicht mehr, man ist überhaupt geizig und tut nichts, was viel kostet. Und dann, habe ich bis jetzt nicht auch gelebt? Nicht gerade üppig, i bewahre, dazu hat's nicht gelangt, aber vergnügt bin ich gewesen und gesund. Wie soll ich jetzt auf einmal anders leben? Ich kann doch nur einmal zu Mittag essen, und zwei Schoppen Wein vertrage ich ohnehin nicht. Also was kann mir das viele Geld nützen? Nichts, rein gar nichts. Briefe schreiben, Zinsen einkassieren. Ist das nichts?"

„Aber das brauchen Sie doch nicht zu tun. Legen Sie die Papiere doch auf die Bank. Die besorgt das alles für wenig Geld."

„Was? Noch Geld darauf zahlen? Denken Sie, ich bin ein Verschwender? Das wäre noch schöner!"

„Aber die größere Sicherheit ..."

„Jawoll! Bis irgend ein Direktor meine Papiere braucht, um seine Schulden zu zahlen. Ich kenne das. Prost. Danke."

„Allein der Gedanke, so reich zu sein, der reichste Mann in der Stadt . . ."

„Puuuh", prustete Knöckel, „was ich mir dafür kaufe."

Er brach ab, blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin und sagte dann, plötzlich ruhig geworden, sehr ernst:

„Sehen Sie, ich bin ein armer Bub' gewesen. Mit zwölf Jahren mußt ich allein mein Brot verdienen. Gedarbt und gehungert hab' ich. Und keinen Sonntag gab's, keinen Feiertag. Später wurde ich Geselle, wurde Meister, aber anders ist es auch nicht geworden. Ich heiratete, und da gab's erst recht Sorgen, jedes Jahr ein Kind und endlich eine kranke Frau obendrein. Ich hab's geschafft, das wissen Sie. Aber schwer ist's mir oft gewesen, verflucht schwer.

„Sehen Sie: wenn damals mein guter Onkel Pertz mir ein paar lumpige tausend Mark geschenkt hätte, daß ich mich ein bischen regen, daß ich mal verschnaufen konnte, das wäre was gewesen. Da hätte ich ihm aus ganzen Herzen dankbar sein können.

„Aber heute? Mit dreiundsiebzig Jahren? Jetzt ist's zu spät! Und sehen Sie, darum ist er ein alter Esel, mein guter Onkel Pertz!"

Die Diebesjagd.

Humoreske von **Joh. Pilz.**

Ein herrlich sonniger Septembersonntag blaut über der Welt. Leuchtet auf das große Rittergut Pantenhagen herab mit seinem weißen Herrenhause, den schmucken Tagelöhnerwohnungen und den weit sich dehnenden, blanken Ställen. Lacht freundlich auf das flimmernde Goldhaar Mariechen Bebbermanns, die auf dem Anger mit den frischgewaschenen Gutsklubben spielt. Und hallt endlich weit draußen auf den Feldern den alten Bebbermann mit seiner treuen Rosine sacht in das dichte Gespinst des Altweiberjsommers. Kümmert sich auch nicht im mindesten um sein Gebrumm, wenn die feinen Fäden ihm einmal den behaglich breiten Mund verkleben. Er überlegt eben, daß man bei dem schönen Wetter bald mit der Kartoffelernte beginnen könnte. Wenn der Herr im welschen Monte Carlo sein Geld verjuxt und der Oberinspektor mit seinen adligen Fingern Chopinsche Nocturnos auf dem Flügel turnt, muß man eben selbst das Buddeln besorgen.

Rosine trabt gemächlich vorwärts und bleibt endlich von selbst bei dem großen Schlage rechts vom Hohlwege nach Lüttjenheide zu stehen. Herr des Himmels, welch Entsetzen! Bebbermann reibt sich die Augen. Narrt ihn denn ein Spuk? Die schönste Ecke ist ja radebadi gebuddelt und die ganze andere Seite des Schlages zertrampelt. Wie einst Israel mit bekümmerter Seel' am Roten Meer lag, so hält hier der brave Pantenhagener Inspektor auf seinem Gaul gleich einem Steinbild am demoljten Kartoffelacker. Endlich kommt's im unverfälschten Gutsdialekt von seinen Lippen:

„Mer, so wat! Ja werd euch nachts stehlen helfen. Klemmbanden paßt uff! Ja werd euch Feuer jeben zum Kartoffelbraten, heute nacht noch. So wat! Grad den besten Schlag sich auszusuchen. Kreuzschock . . ."

Eben verklebt ihm wieder ein Spinngewebe den Mund. Wütend wischt er den Schmutz hinweg und reitet am Hohlweg entlang, um vielleicht noch Spuren der Diebe entdecken zu können. Aber soviel sein Blick zu beiden Seiten forscht, nichts Verdächtiges zeigt sich in dem tiefen Sand des Weges. Endlich an der Kreuzung angelangt, hält er einen Augenblick an. „Wat is dat? Hier is doch 'n Handwagen jefahren! Da sind ja noch die Tapsen von die Mausefeels." Sollte Aug' Krause, der verlumpte Wildbieb, das wieder ausgefressen haben? Der Kerl, der immer zehn Tage in Freiheit und zwölf Monate im Gefängnis saß? Ob er Hausfuchung halten ließ? Aber bis der dicke Lüttjenheider Gendarm sich den Helm aufsetzte . . . Und denn, Pantenhagener „Rote" sehen nicht anders aus wie Daberiche und Treuenbriehener Kartoffeln. Selber helfen. Dotschichen!

Voll Ungeduld galoppierte Herr Inspektor Bebbermann über die Felder und kam verdrießlich zu Hause an. Frau Berta, seine bessere Hälfte, sah das Ungewitter auf seiner Stirn und flötete in den sanftesten Tönen. „Aber lieber Heinrich, warum bleibst du denn so lange, wenn wir doch in die Stadt wollen?"

„Wat jeht, Stadt wollen. Laß mich zufrieden. Wo is das Mädel? Fixefangt die wieder mit dem Jungen draußen rum?"

„Aber lie . . ." „Lie, La, lieber Heinrich, Larifari. Ruf se rein und helf denken, wer die Kartoffeln jeklemmt hat."

Frau Berta stand der Mund auf. „Kartof—f—e—l—n?" „Jawohl, Kartoffeln, von der Lüttjenheider Ecke, ausjerechnet die besten. Zwanzig Zentner mindestens und 'n halber Morjen Rüben zertrampelt. Aber hält' ick die Kerls, ick wollt sie kriejen, übern Haufen schießen, daß se nich mehr papp sagen können."

Liebevoll suchte sie ihn zu trösten, aber der Erfolg blieb aus. Schweigend wurde das Mittagessen eingenommen. Gleich nach Tisch ging der Hausherr in sein Zimmer, sich auszuruhen. Von Stadtfahren war keine Rede. Aber der Schlaf floh den braven Bebbermann. Er wälzte sich hin und her. Die Kartoffeldiebe ließen ihm keine Ruhe. Endlich sprang er auf und polterte in die Küche.

„Na, Alte, mach kein Jesicht, ick fahr heut mal allein in die Stadt, meine Patronen sind alle, und ick muß welche haben."

„Patronen?" sagte Frau Berta still für sich hin, „Patronen sind alle? Will er denn ausgerechnet heute auf die Jagd gehen?"

„Heinrich, ich versteh nicht recht. Allein in die Stadt fahren, Patronen kaufen? Willst du denn mit dem dicken Müller heut auf Jagd gehen?- Er lachte.

„Freilich, freilich, aber nicht auf Rot- und Damwild, heut' kommen die Kartoffeldiebe ran. Ordentlich will ik denen eins uff'n Pelz brennen."

Sie schrie leise auf. „Heinrich, liebster Mann, ich bitte dich, ach Gott, du machst ja unser Mariechen und mich unglücklich. Um Himmelswillen, laß doch das Schießen aus dem Spiel, nimm den Gendarm mit, lieber Hein . . ." Sie fank einer Ohnmacht nahe auf den Küchenstuhl und trocknete die Tränen mit dem Gläserhandtuch.

„Hör man mit dem Flennen uff!" brummte er unwillig. „Wat nich jeht, dat jeht nich. Ick muck hinter den Kerls her sein, dat is meine Pflicht. Schießen is dat beste Mittel."

„Nimm wenigstens Hektor mit und Hans." „Hans? Wie fein! Ja noch nich dein Schwiejersohn, Alteken. Der Alte hat noch nich ja gesagt. Meintwejen kann er mitkommen."

Nach dem Kaffee fuhr Herr Bebbermann in die Stadt und besorgte sich vom dicken Müller Schießbolzen. Sorft war er stets am Markt im „König von Preußen" eingekehrt, um beim Schoppen Kulmbacher mit den Freunden auf die auswärtige Politik zu schimpfen. Heute ließ er sich dazu keine Zeit trotz des Zurufs der längst versammelten Jechgenossen. Eiligst wandte er die Braunen zum Rückweg, war zum Abendessen wieder daheim und stapfelte vergnügt ins Wohnzimmer.

Mariechen hatte mit tiefgesenktem Blondkopf den Tisch. Die Mutter hatte ihr verboten, mit ihrem Hans zu plaudern, weil's der Vater nicht haben wollte. Achtzehn Jahre seien zu jung zum Heiraten und zu alt für dumme Streiche. Als wenn treue Liebe ein dummer Streich wäre!

Ihr Vater aß mit gutem Appetit, während die Mutter im Gedanken an die Schießerei keinen Bissen runterkriegte. Plötzlich sprang der alte Herr auf, lief ans Fenster und schrie in den Hof:

„Bolaus! Verfluxter Schlafmütz! Booo—lauuuusss!" Ha? ja Ha? Meld dich, wenn ick ruf! Der Eleve soll mal ruff kommen, aber trapp!"

Zehn Minuten später trat Hans Oettinger ins Zimmer. Rank und schlank mit weichem Blondhaar und klugen, lustigen Blauaugen. Er war seit einem halben Jahre auf Pantenhagen, um in das Geheimnis des Ackerbaues und der Viehzucht eingeweiht zu werden. Er war Bebbermanns Liebling, was den Alten aber nicht hinderte, wie ein Rohrspatz auf ihn zu schimpfen.

„W Abend!" begrüßte er den Eintretenden. „Nehmen Se sich man 'n Stuhl. Wollen Se 'n Butterbrot? Schön. Mutter, 'n Topp Warmbier für den Herrn Eleven. Also mi nöhren Se mal zu." Und zwischen Kauen und Trinken entwickelte er ihm seine Taktik für die Kartoffeldiebjagd. Oettinger war Feuer und Fett für das nächtliche Abenteuer, hatte er mit dem alten Herrn doch schon so manchen Spaß gehabt. Aber als seine Augen mehr als einmal denen der blonden Marie begegneten, sprangen die Gedanken blitzschnell auf ein anderes Feld.

„Sie, heda, hören Se nich? Die neue Jagdflinte nehm ick nich. Für die Kerls is die alte vom Boden jut. Sie können se erst mal tüchtig ölen und abreiben, ja?"

Hans Oettinger war eben im Geiste dabei gewesen, sich die beiden Alten wegzudenken und zusammalen, wie schön es doch sein müßte, wenn er mit seinem Mariechen so am gedeckten Tisch sitzen könnte. Aber dazu mußten sie doch erst heiraten. Und aus dieser Betrachtung heraus klang ihm das „abreiben- so ähnlich. Rasch entfuhr's seinem Munde: „Heiraten, jawohl, ich will sie gern heiraten."

Der Inspektor starrte ihn mit großen Augen an. „Heiraten? Kriidnunnerkiel, Mensch, wer redt denn von Heiraten? Ueberjschnappt vom Warmbier? Mein altes Schießeisen soll'n Se ölen und abreiben."

Hans Oettinger saß wie ein begossener Pudel, besah Mariechen in die Küche lief, und der übrige Teil des Nachtmahls verlief so schweigsam wie das Mittagessen . .

Kurz nach 9 Uhr wanderte das Kleeblatt ab. Bebbermann mit der Flinte über der Schulter, Hans und Hektor.

„Nu kann die Jagd losjehn", brummelte der Alte, „und nu buddeln Se nich wieder im siebenten Himmel rum, solang Se noch uff Erden wandeln."

Frau Berta sah ihnen mit Tränen nach. Alle Bitten hatte ihr Mann zurückgewiesen. „Ich man zu Bett, jede Kugel macht kein Loch, und um Kranke is't nich schade."

Es war eine warme klare Nacht. Silberleuchtend schaute der Mond zwischen seinen weißen Wölkchen hervor auf die schlafende Pantenhagener Flur. Hans Oettinger bekam noch unzählige gute Ratschläge, wie er sich beim Aufspüren der bösen Gesellen verhalten sollte.

Endlich waren sie am Hohlweg, dessen abfallende Außenseite nach dem Acker zu mit dichtem Brombergestrüpp bewachsen war. Bebbermann nahm bedächtig das Gewehr ab und machte sich schußbereit. Aber das halbverrostete Flintenschloß gab erst nach vielem Rumprunzeln nach. Plötzlich hob er den Kopf und flüsterte: „Halt! Ruhe! Hör'n Se nischt? Am Waldrand buddeln se. Nehmen Se Hektor kurz, der wird uns verraten." Oettinger hörte keinen Laut. Totenstille. Der Mond lachte auf die Erde. Hektor laute behaglich die feinen Grashalme ab und dachte nicht ans Bellen. Aber beim unentwegten Hinstarren kam's Hans selbst so vor, als ob beim Hünengrab am Gehölzende sich Gestalten bewegten. Da raunte ihm Bebbermann auch schon zu:

„Da! Da! Die Spitzbuben!"

Hektor sprang auf und knurrte. „Mensch, halten Se doch den Hund fest, runter mit ihm, sonst reißen se aus." Er faßte den Flintenlauf. Oettinger hielt seinen Arm fest.

„Um Gotteswillen, Herr Inspektor, schießen Sie noch nicht! Sie können großes Unheil anrichten!"

„J wo werd ick denn! Immer druff. Ick schieß." „Erst anrufen!- Unentschlossen spielte der Alte mit der Sicherung.

„Ach wat, anrufen. Wat maufen se! Ick schieß. „Eins . . . wej Hektor . . . Eins . . . jehste . . . eins- . . . Hektor sprang wie toll an ihm hoch, bis ihn ein Fußtritt zur Seite sagte. „Eins . . . zwei . . . Mensch, wat machen Se denn?"

Hans hatte die Hände an den Mund gelegt und rief mit Stentorstimme hinüber: „Wer da? Halt! Vorkommen! Oder ich schieße!" Keine Antwort. Der Mond lachte. „Noch einmal. Wer da?"

„Ich wat, wer—da, werda, der da, die da, . . . ick schieß . . . eins . . . zwei . . . piffl paffl puff! Drei Schüsse fliegen. Ein feines Klingen antwortet, Sonst nichts.

Bebbermann hält den Atem an. Kein Aufschrei, keine Flucht.

„Hans, ob se wohl tot sind?" Hektor rennt in tollem Lauf davon und tanzt wie besessen um das Hünengrab.

Hans Oettinger denkt sich die Sache nicht so schlimm. Aber er will den Augenblick ausnutzen.

„Wenn die Kerls wirklich tot sind, will ick die Schüsse auf mich nehmen unter einer Bedingung" . . . .

„Ja, ja, unter jeder Bedingung, wat woll'n Se haben?" . . . Er ist ganz aufgeregt.

„Mariechen zur Frau." . . . .

„Meintwejen, soll mir alles recht sind, jetzt jehn Se man erst dahin."

Leichtfüßig eilt der Eleve durch das Kartoffelkraut, während der dicke Bebbermann schwitzend hinter ihm dreintappt. Endlich stehen sie am Schwarzen beisammen, und der Alte sieht den Jungen fragend an. Der kann sich das Lachen nicht mehr verbeißen und lacht, lacht in einem fort, so ausgiebig, daß ihm die Tränen über die Backen kullern. „Wat lachen Se denn so? Wo sind die Mausefeels? Troz dem Schießen ausjerissen?"

„Hans kann sich nicht fassen. „Aber, Herr Inspektor, sehen Sie denn nicht, wer die vermeintlichen — — Diebe sind? Hier, diese beiden Ackerflügel!- „Wat fusselu Se da? Pflüje . . . Diebe?"

Oettinger nimmt sein Taschenfeuerzeug und leuchtet am Boden entlang. „Hier Ihre drei Patronen, davon hat der Stahl vorhin so gelungen. Die Knechte haben gestern die Pflüge hier ans Hünengrab geselelt, und das Mondlicht hat uns den Schatten kartoffelnaufende Menschen für uns gemacht. Kostbar, zu kostbar! Weidmannsheil!"

Ob Bebbermann will oder nicht, er muß mitlachen. „Weidmannsdank! Da wird sich meine Alte und dat Mädel freun. Nehrjens, wollen Se se jetzt ooch haben?" „Aber Herr Inspektor, Ihr Wort" . . . .

„Na ja, schön, schön, wat Bebbermann sagt, dat muß er halten." Unterwegs war sein Ärgerniß durchaus nicht verfeidigt. Ueberall forschte sein Blick nach den etwa ausgerissenen Spitzbuben. Aber nur die tiefe Stille der Nacht wob über den Feldern.

Mitternacht schlug's, als man im Gutshofe ankam. Frau Berta ging in banger Sorge vor der Veranda auf und ab, und Mariechen weinte drin still vor sich hin, bis Hektor schwanzwedelnd vor den Traurigen stand. Da hörten sie auch schon von weitem das fröhliche Gelächter der Ankommenden.

„Ach Heinrich, wir haben die drei Schüsse gehört, und du lachst?" „Sei man jut, Alteken, ick hab' jeschossen, aber keinen Menschen jetroffen. „Gott sei Dank! Was war denn?"

Hans lachte. „Meine Damen, wenn Sie's so gern wissen möchten, darf ich wohl aus der Schule plaudern. Leider haben wir die Diebe nicht erwischt, aber ein ganz besonderes Wild erlegt. Statt der siebenden Spitzbuben haben wir dreimal zwei schöne Ackerpflüge getroffen."

Er sagte das so wehmütig und mit so komischem Augenaufschlag, daß Lachsalven ohne Ende folgten.

„Und wißt Ihr, wat der junge Mann als Jagdbeute haben will? Na, Mariechen, jeh man hin und jib ihm 'n Kuß, kannst 'n heiraten, er hat n' jutes Herz."

Mariechen stand noch wie im Traum, als Hans Oettingers Arme sie schon umfingen und sein Mund sich fest auf ihre rosigen Lippen drückte. „Na nu laßt euch man endlich los, steckt die Lampe an, holt Mauerhaier aus'm Keller, wir feiern um Mitternacht Verlobung." . . . .

Das erste Hoch galt dem Mißverständnis beim Abendbrot, das zweite den beiden angefoppten Flinschjnern und das dritte dem überglücklichen Brautpaar . . . .

Seitdem neckt Frau Mariechen Oettinger ihren Vater mit dem „Hählernen Ehelwilh" und Großvater Bebbermann selbst kann kaum die Zeit erwarten, bis seine Enkelchen Hans und Hanni so groß sind, daß er ihnen sein nächtliches Jagdabenteuer erzählen kann. . . .

Vermag die Liebe alles zu danken, so vermag sie noch viel mehr alles zu ersetzen.
Goethe.

Aus der Welt der Frau.

Das stärkste Band des Blutes reißt der Liebe Hauch entzwei.
Theodor Körner.

Aus dem Leben indischer Frauen der Gegenwart.

Von **E. Litzmann.**

In den ersten Lebensjahren spielen Knaben und Mädchen noch miteinander, sind die Buben aber sechs bis sieben Jahre alt geworden, so ziehen sie sich von den Spielgefährtinnen zurück und die Mädchen hausen mit der Mutter in den hinteren Räumen des Hauses und werden im Kochen, Scheuern und den verschiedenen Handarbeiten unterwiesen.

Die Dämonenfurcht ist allgemein verbreitet, jedes Haus hat seine Götzen, die durch Opfer besänftigt werden und ebenso findet man fast überall den der Göttin Lakschmi gewidmeten Tulasibaum. Lakschmi, die Gemahlin Vishnus, wird besonders von den Frauen geliebt, während die Sivagattin, die fürchterliche Durga Kali, der noch blutige Opfer dargebracht werden, mehr als Schreckgespenst gilt.

Wenn auch die Engländer den Greuelaten des Aberglaubens energisch ein Ziel gesetzt haben, so ist noch immer das Los der weiblichen Wesen ein beklagenswertes.

Die Bewohnerinnen der Frauengemächer führen ein beneidenswertes Dasein, ob sie auch in goldenen, reichgeschmückten Käfigen leben; denn die Zenanas, die eine Fülle trautiger Geheimnisse bergen, waren allzeit der Herd von Intrigen und niederen Leidenschaften. Haß, Neid, Eifersucht,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131012028/fragment/page=0002